

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Seine Frau [Schluss]
Autor: Haemig, Lucie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIETSCHWEIZ
1914

Spiegelbild

Ich schau mich an. O, bin ich fogestalt
Den Engeln nah, umlagert von Dämonen,
Von Sünden heiß, an Tugend arm und kalt,
Ein teurer Tempel, wo doch Götzen thronen.

Ein Staubgebild, von heiligem Geist durchglüht,
Und schwank und schwer von aller Schuld der Erde,
Herr eines Sterns, der hoch und einsam blüht
Und heimatlos in ungemessener Herde...

Ich schau mich an. Von Stolz und Demut wund —
Was soll ich scheiden, ach, was soll ich einen,
Was soll ich hassen, arme Seele, und
Was soll ich ewig lieben und beweinen...

Victor Hardung, St. Gallen.

Seine Frau.

Novelle von Lucie Haemig, Zürich.

III. (Schluß).

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

„Ist meine Frau noch nicht zurück?“ fragte Siril das Mädchen, das ihm den Tee aufs Zimmer brachte.

„Nein, die gnädige Frau ist noch nicht da,“ sagte das Mädchen, „aber sie wird ja wohl jetzt dann kommen.“

Siril zog die Augenbrauen hoch. Er ärgerte sich sehr über diesen Nachsatz. Mit Diensthöten war immer dieselbe Geschichte: im Moment, da man sie etwas fragte, betrachteten sie sich als zu einem gehörig und begannen überflüssig zu reden. Er wartete, bis das Mädchen gegangen war, dann griff er nach der klei-

nen silbernen Kanne und goß sich den Tee ein. Essen mochte er nichts. Er hatte nur Durst. Einen brennenden, quälenden Durst, der ihn die ganze Nacht nicht hatte schlafen lassen. Es konnte kein Zweifel mehr bestehen, er mußte krank sein. Jetzt, da er auf war, fühlte er erst, wie elend ihm war. Wenn Maria-Louise nicht bald nach Hause kam, mußte er den Doktor antelephonieren. Ja, mit den Frauen war das auch immer dieselbe Geschichte. Sie saßen jahrelang um einen herum, verwöhnten einen ohne Grund und System, und wenn man sie einmal brauchte —

wirklich brauchte, dann waren sie fort. Er hatte große Lust, an Alice zu telegraphieren, sie möchte kommen und ihn pflegen. Wenigstens ein paar Zeilen wollte er ihr schreiben. Sie hatten sich gestern nur einmal und ganz flüchtig während des Vortrages gesehen. Nachträglich ärgerte er sich nun auch sehr, daß er nicht ihren Rat befolgt hatte und im Hotel über Nacht geblieben war. Es wäre jedenfalls angenehmer gewesen für ihn, in einem Hotelbett krank zu liegen, als hier unter diesen Verhältnissen. Der Teufel mußte ihn gestern geritten haben, daß er, zu dieser späten Stunde und mit einer solchen Erkältung im Leibe, mit Maria-Louise noch von dieser Geschichte zu reden angefangen hatte. Läge er jetzt im Hotel krank, so würde Alice an seinem Bett sitzen und ihn pflegen. Er konnte sie sich sehr gut vorstellen, wie sie neben ihm saß und ihm die Hand streichelte. Sie hatte eine sehr weiche kleine Hand. Aber freilich, immer hätte sie nicht an seinem Bett sitzen können. Sehr wahrscheinlich hätten sie sich nur für ein paar Stunden im Tag gesehen. Die übrige Zeit wäre er sich selbst überlassen gewesen. Da hätte er dann mitanhören müssen, wie auf allen Etagen geklingelt wurde, wie Frühstücke in die Zimmer getragen wurden, wie man Schuhe vor die Türen stellte. Und dabei hätte er es mit Diensthoten zu tun gehabt, welche die Fenster in dem Moment öffnen, wo sie geschlossen werden sollten. Die keinen Ofen zu regulieren verstanden und nicht wußten, daß man, um ein Pulver einzunehmen, einen Löffel und Wasser brauchte. Das alles wäre dann kaum zu ertragen gewesen. Hätte ihn wahrscheinlich noch viel kränker gemacht.

Siril lehnte sich jetzt in den großen Armstuhl zurück und schloß die Augen. In seinem Kopf hatte es stark zu hämmern begonnen. Er mußte zu viel Tee getrunken haben. Vielleicht war es für seinen Zustand überhaupt verderblich gewesen, Tee zu trinken. Ein anderes Getränk hätte ihm offenbar besser getan. Aber diese Bertha brachte einem alles, was man verlangte, selbst wenn es Gift war. Er öffnete nun wieder die Augen und sah im Zimmer herum. Jrgendwo mußte seine Brieftasche mit Alice's Photographie

liegen. Er hätte das Bild jetzt gern ein wenig betrachtet. Aber er war zu müde, um aufzustehen. Schließlich konnte er sich ihr Bild ja auch so vorstellen. Und dann mußte ja jeden Augenblick Maria-Louise kommen. Wenn er sich nicht irrte, hatte es vorhin geläutet. Aber vielleicht war es der Metzger oder der Bäcker gewesen.

Siril lehnte den Kopf zurück, und dabei dachte er: „Es ist merkwürdig, wenn man krank ist, kann man sich über rein nichts aufregen. Es ist dann, wie wenn alle Dinge, mit denen wir sonst uns zu beschäftigen gewohnt sind, eine Distanz annehmen würden. Wäre ich gesund, so wäre mir der Gedanke an die nächste halbe Stunde jedenfalls sehr unangenehm. So denke ich gar nicht daran. Ich sitze einfach da und warte, bis sie kommt. Und wenn sie da ist, sage ich ihr, daß ich krank bin. Was dann weiter geschieht, weiß ich nicht. Es interessiert mich auch gar nicht.“

Von der Treppe her kamen jetzt Schritte, dann klopfte es an seine Türe. Im nächsten Moment trat Maria-Louise ins Zimmer. Sie kam langsam auf ihn zu und sagte: „Ich höre, du fühlst krank. Du hast dich wohl noch mehr erkältet?“

Er spürte an der Art, wie sie sprach, daß sie rasch gegangen war. Vielleicht hatte sie auch Angst um ihn. So genau konnte er das nicht konstatieren. „Ja, ich fühle mich sehr elend,“ sagte er nun. Er hätte gern noch beigelegt, daß er jedesmal, wenn er husten müsse, einen stechenden Schmerz im Rücken empfinde und daß er sehr heftige Kopfschmerzen habe. Aber das alles kostete ihn zuviel Anstrengung. Und dann schämte er sich auch ein wenig, ihr wie ein kleiner Junge seine Gebrechen aufzuzählen.

„Ich will den Doktor antelephoniren,“ hörte er sie jetzt sagen.

Er nickte. Er war froh, daß sie von selbst auf diese Idee kam. Sie schritt nun wieder nach der Türe hin. Dann hörte er sie die Treppe hinabgehen. Gleich darauf ging die Telephonklingel. „Ja, ich bin entschieden krank,“ sagte er sich wieder. „Ich glaube, daß ich hohes Fieber habe.“ Er griff nach der Uhr, die vor ihm lag, und begann sich den Puls zu zählen. Aber er konnte zu keinem richtigen Resultat kom-

men. Das Hämmern im Kopf übertönte alles. „Ich muß wieder zu Bette gehen,“ dachte er. „Da kann ich wenigstens schlafen.“ Auch war es ihm jetzt plötzlich Angst, er könnte sich auf diesem Stuhl noch mehr erkälten. Er bog den Kopf etwas vor und lauschte. Es kam wieder jemand die Treppe herauf. Gleich darauf tat sich die Türe auf, und Maria-Louise trat, vom Mädchen gefolgt, ein. Die beiden Frauen begannen sein Zimmer aufzuräumen. „Vielleicht hat sie das Mädchen mitgenommen, um nicht mit mir allein zu sein,“ überschlug er. „Ich werde eben doch etwas zu ihr sagen müssen ... etwas, das auf unser gestriges Gespräch zurückführt. Wenn ich nur wüßte, was ...“ Er dämmerte jetzt wieder vor sich hin. Dann richtete er sich auf und trank einen Schluck Tee. Schließlich fragte er: „War der Arzt zu Hause?“

„Nein,“ sagte sie, „aber es wurde gleich nach ihm geschickt.“

„Ja, ich glaube, ich habe sehr hohes Fieber,“ sagte er nun.

Sie sah ihn an und schwieg. Das ärgerte ihn nun wieder. Er nahm sich vor, jetzt nichts mehr zu sagen. Schließlich war es ja auch am bequemsten für ihn. Er stützte den Kopf auf und schloß die Augen. Dabei hatte er konstant das Gefühl, als würden ihn die beiden Frauen in einem großen Bogen umgehen. Dieser Respekt vor seiner Person war ihm nun wieder recht angenehm. Er nahm sich vor, die Augen nicht mehr zu öffnen, bis er dazu aufgefordert würde. Irgend etwas mußten sie ja mit ihm vorhaben, sobald das Zimmer aufgeräumt war.

Er hörte das Mädchen jetzt Wasser umschütten. Was Maria-Louise tat, konnte er nicht konstatieren. Er hatte das Gefühl, als wenn sie ihn ansehen würde. Groß, vorwurfsvoll und mitleidig. Ja, so ungefähr mußte ihr Blick sein.

Das Mädchen hatte das Zimmer verlassen, es war jetzt ganz still um ihn. Gleich darauf wurde die Decke, die man ihm umgelegt hatte, von ihm genommen. „Du mußt nun zu Bette gehen,“ hörte er Maria-Louise neben sich sagen. Er nickte schlaftrunken. Aber er rührte sich nicht. Da half sie ihm auf. Wie ein kleines Kind stützte sie ihn. Das tat ihm nun wieder

sehr wohl. Er fühlte, daß er jetzt Zärtlichkeit brauchte. Sehr viel Zärtlichkeit. Gleichviel, woher sie kam. Als er in dem schön durchwärmten Bett lag, fragte sie ihn, ob er Durst habe.

„Ja, ich möchte etwas Kaltes trinken,“ sagte er. Es war sehr lächerlich, was er da sagte.

Sie schien es auch zu finden; denn einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob sie ihm widersprechen wollte. Aber sie tat es dann doch nicht. Sie schritt bloß nach der Türe hinüber und drückte dort auf die Klingel. Und als das Mädchen kam, befahl sie ihr, eine heiße Milch zu bringen.

Eine heiße Milch also war es, was ihm gut tat! Es überkam ihn jetzt plötzlich ein Grauen beim Gedanken daran, daß er möglicherweise im Hotelbett denselben Wunsch geäußert hätte und man ihm wirklich etwas Kaltes gebracht hätte. Er war überzeugt, daß er dieses Kalte getrunken hätte. Erstens, weil er sehr Durst hatte und dann auch aus Verzweiflung darüber, daß niemand da war, der seinen Zustand richtig zu beurteilen verstand.

Maria-Louise war ans Fenster getreten und zog den einen Vorhang etwas vor. Jetzt konnte er ins Licht sehen, ohne daß es ihn blendete. Es war merkwürdig, wie sie alles erriet, was ihm gut tat. Er fühlte sich ihr gegenüber nun doch etwas verlegen. Wenn sie jetzt dann mit der Milch kam, wollte er etwas sagen zu ihr. Aber freilich, er wußte noch immer nicht, was ...

Von der Straße her vernahm man das Schellengeläute eines Schlittens. Dann hörte man das fröhliche Lachen von Kindern. Maria-Louise stand noch immer drüben beim Fenster. Sie trat erst davon zurück, als an die Türe geklopft wurde. Dann kam sie mit der dampfenden Milch in der Hand auf sein Bett zu. Er fühlte sich jetzt tatsächlich so müde, daß es ihn Anstrengung kostete, den Kopf zu heben. Sie schien das zu bemerken; denn sie goß die Milch in die Untertasse und gab ihm so zu trinken. Er erinnerte sich, daß sie das immer so gemacht hatte, wenn Marlies oder Inge krank lagen. Er trank in großen, hastigen Zügen, dann sagte er: „Danke!“

Und diesem Danke schickte er ein unverständliches Gemurmel nach.

„Willst du noch etwas?“ fragte sie ihn.

Er schüttelte den Kopf. Gleich darauf begann er wieder zu reden; aber sie verstand ihn auch jetzt noch nicht. Sie schien indes zu fühlen, was er sagen wollte; denn es stieg ihr plötzlich eine brennende Röte ins Gesicht. Da strengte er sich an, deutlicher zu werden. Er sagte: „Es tut mir für dich leid, daß du nun noch so Mühe mit mir hast.“

Sie antwortete nicht; aber er sah, daß sie ganz blaß geworden war. Er wollte jetzt noch etwas sagen; aber da griff sie auch schon nach der Tasse und schritt damit still aus dem Zimmer.

IV.

Marlies und Inge saßen am Tisch und spielten Domino. Erst war es „Halma“ gewesen, das sie vorgenommen hatten, dann „Eile mit Weile“, und jetzt griffen sie zu dieser Zerstreuung. Nachher war es dann wahrscheinlich Zeit ins Bett zu gehen. Seit der Papa oben krank lag, gingen sie immer allein zu Bette. Immer punkt sieben Uhr. Die Bertha brauchte sie erst gar nicht darauf aufmerksam zu machen.

„Misch die Steine gut,“ sagte Inge jetzt zu Marlies.

Marlies nickte und begann mit beiden Händen auf dem Tisch herumzurudern. Es sah furchtbar komisch aus. Aber Inge mochte jetzt nicht lachen. Es machte ihr überhaupt nichts mehr Spaß. Marlies ging es grad so, Inge wußte es genau. Nur eben sprach man nicht davon. Inge mußte plötzlich schwer seufzen.

„So, nun können wir beginnen,“ sagte Marlies und zog einen Stuhl zu sich heran. Inge hatte sich auch gesetzt und begann die verstreuten Steine auf dem Tisch zu sammeln. Mitten in dieser Arbeit hielt sie inne und blickte nach der Tür hinüber.

„Es ist nichts!“ sagte Marlies.

„Doch — ich höre jemand die Treppe herabkommen...“

Marlies hörte nun auch Schritte. Sie kamen direkt auf ihre Tür zu. Gleich darauf trat Maria-Louise ins Zimmer.

Marlies und Inge blickten ein wenig verwirrt und verlegen, aber doch auch sehr

glücklich nach der Eintretenden hin.

„Mama!“ flüsterten sie beide leise.

„Gelt, so lange habe ich euch warten lassen,“ sagte Maria-Louise. „Und ihr seid doch so still gewesen — keinen Ton hat man den ganzen Tag von euch gehört.“

Marlies und Inge blickten still auf ihre Steine nieder. Dann sagte Marlies: „Wir haben diesen Nachmittag frei gehabt, nicht wahr, Inge?“

„Ja,“ sagte Inge, „wir haben frei gehabt.“

Maria-Louise stand jetzt neben ihren beiden Töchtern und fuhr ihnen sanft mit der Hand über das blonde Haar. Und dabei dachte sie: Dieses Spiel hat er auch schon mit ihnen gemacht. Es ist aber schon lange her. Vielleicht zwei Jahre. Ich möchte wissen, ob sie sich noch daran erinnern. Aber ich werde nicht den Mut haben, sie darnach zu fragen... Ich werde ihn nicht haben...“

„Mama, möchtest du etwa mit uns spielen?“ fragte Inge sanft und bot der Mama ihren Sitz an.

Maria-Louise wehrte mit einem müden Lächeln ab. „Ich setze mich etwas abseits und schaue euch zu,“ sagte sie.

„Soll ich dir ein Kissen zum Anlehnen holen?“ fragte Marlies und hastete, ohne eine Antwort abzuwarten, mit ihren langen mageren Beinen um den Tisch herum.

Maria-Louise nickte ihrer Ältesten dankbar zu. Dann fragte sie: „Weshalb ist es so kalt in diesem Zimmer?“

„O, es ist doch nicht kalt hier, Mama,“ sagte Inge. „Marlies und ich haben ganz warm.“

„Ja, wir haben ganz warm,“ bestätigte Marlies.

Maria-Louise horchte plötzlich aufmerksam nach der Tür hin. Es war ihr, als wenn sie vorhin im Treppenhaus Schritte vernommen hätte. Vielleicht, daß die Krankenschwester schon wieder nach ihr schickte. „Geh, Inge,“ bat sie leise, „und öffne mir die Tür, damit ich hören kann, was im Haus vorgeht.“

Inge rutschte gehorsam von ihrem Stuhl. Sie hatte schöne schlanke Beine, die in schwarzen Hauschuhen stakten. „Diese Schuhe werden ihr nächstens zu

klein sein," dachte Maria-Louise. Und dann horchte sie wieder nach der Türe hin. Aber sie hörte jetzt nichts mehr. Sie mußte sich geirrt haben.

„Piep — piep," machte der Kanarienvogel in seinem Käfig oben und streute nach allen Seiten Körner aus. Er hatte eben vorhin vor dem Fenster einen Vogel entdeckt, dem er jetzt zeigen wollte, wie er im „Vollen" saß. Auch ein Bad gedachte er noch vor den Augen des andern zu nehmen. Das Straßenvolk sollte endlich merken, daß er etwas „Besseres" war.

Maria-Louise stand jetzt von ihrem Sitz auf und ging ins Nebenzimmer. Es war eine dumpfe, stickige Luft darin. Das Mädchen mußte vergessen haben, die Fenster zu öffnen. Auch lag auf allen Möbeln Staub, und in einer Vase standen verwelkte Rosen. Der Tisch und der Fußboden waren ganz voll Blütenblätter. Sie dachte: Zimmer, die nicht bewohnt werden, haben etwas Seelenloses an sich. Sie leben noch eine Zeit lang in der Erinnerung fort und sterben dann langsam ab wie jene Blumen dort.

Maria-Louise schritt um den runden Tisch herum und kniete dann vor dem Bücherregal nieder. Hierauf griff sie nach einem Band des Konversationslexikons. Dabei fühlte sie deutlich, wie ihr die Knie zu zittern begannen. Sie mußte wieder aufstehen und sich setzen. Das Buch lag jetzt in ihrem Schoß. Sie betrachtete es stumm, fast feindlich, dann begann sie darin zu blättern. Zuerst vorn, dann ganz hinten. Endlich fand sich die richtige Seite. Sie stützte den Kopf auf und fing zögernd zu lesen an. Aber schon nach wenigen Zeilen begannen ihr die Buchstaben vor den Augen zu tanzen. Sie mußte eine Pause machen. Dann fing sie von neuem zu lesen an. Sie las den Abschnitt jetzt in einem Zug zu Ende. Dann suchte sie nochmals die Stelle nach, wo es hieß: „In sieben bis acht Tagen tritt meistens die Krise ein ..." Diese Stelle las sie noch zweimal, dann begann sie an den Fingern die Tage abzuzählen. Auf Mittwoch oder Donnerstag mußte die Entscheidung fallen ... auf Mittwoch oder Donnerstag ...

Sie stand plötzlich vor dem Spiegel, der über dem Schreibtisch hing, und sah sich

starr an. Sie mußte wissen, wie eine Frau aussah, der so Schreckliches bevorstand. Aber sie konnte nichts Auffälliges an sich entdecken. Sehr blaß und mager war sie geworden, das schon ... Sie schritt jetzt wieder nach der Türe hin, und im Gehen rieb sie sich die Wangen. Sie tat es ganz mechanisch.

„Mama!" sagten Marlies und Inge wieder leise, als sie eintrat. Es war, als wenn sie sagen wollten: „Wir sind sehr glücklich, daß du noch da bist."

Maria-Louise überhörte dieses „Mama". „Mittwoch oder Donnerstag ..." klang es beständig in ihren Ohren nach. „Mittwoch oder Donnerstag ..." So deutlich vernahm sie die drei Worte, daß ihr war, als würde jemand flüsternd neben ihr gehen. Sie stand jetzt beim Ofen drüben und machte die kleine gußeiserne Türe auf. Das Feuer war ausgegangen. Selbst die Asche war schon ganz erkaltet. „Holt mir die Bertha," sagte sie jetzt; „sie muß frisch einheizen, ihr erkaltet euch sonst!"

Marlies und Inge sahen sich an. Dann sagte Marlies: „Sie ist jetzt aber nicht da, die Bertha, Mama. Sie hat Papas Rezept nach der Apotheke hingetragen!"

„Und ist seither nicht wiedergekommen?" fragte Maria-Louise. „Das war doch schon vor einer Stunde!"

Marlies schien sich zu bestimmen. „Wir haben ihr eben verboten zu kommen," begann sie etwas stoßend, „bis ... bis ..."

„Bis sie die Arznei hat!" ergänzte Inge rasch. „Sie ist heute schon einmal ohne eine Flasche gekommen."

„So ... so!" sagte Maria-Louise leise und hielt ihre Hände gegen den kalten Ofen hin. Und dabei rannen ihr plötzlich zwei große Tränen die Wangen hinunter.

Marlies und Inge hatten ein neues Spiel begonnen. „Fang du an!" gebot Marlies leise und noch ehe sie ihre Steine richtig geordnet hatte. Und Inge griff voller Hast in ihren Durcheinander und legte den erstbesten Stein vor die Schwester hin. Und Marlies reichte an diesen Stein einen zweiten und einen dritten und hätte wohl noch lange so weiter gemacht, wenn Inge sie nicht flüsternd auf ihr sonderbares Vorgehen aufmerksam gemacht hätte. Und nun sahen sie beide ein, daß dieses Spiel wohl eigentlich keine Gültig-

keit hatte und von Rechts wegen neu begonnen werden mußte. Nur eben hatten sie beide so gar keine Lust zu diesem neuen Spiel. Es war so schrecklich, daß die Mama immer noch drüben beim Ofen stand und kein Wörtlein zu ihnen sagte.

„Piep — piep,“ machte der Karienvogel wieder. Er war auf das unterste Stäbchen gehüpft und blickte von dort mit gefällig gesenktem Köpfchen und runden Glanzäuglein zu ihnen nieder.

Marlies und Inge begannen jetzt ihre Steine zu verpacken und kamen dann langsam um den Tisch herum. Und wie sie dem Ofen ganz nahe waren, da sahen sie plötzlich, daß die Mama weinte. Ach, wie das weh tut, eine Mama weinen zu sehen ...

Ganz still war es im Zimmer geworden. So still, daß man plötzlich ganz deutlich das Ticken der kleinen Schwarzwaldenuhr vernahm.

Maria-Louise hob jetzt den Kopf. „Seid ihr fertig mit dem Spiel?“ fragte sie und trocknete sich die heimlichen Tränen ab. Sie erhielt keine Antwort. Wie sie sich nun aber umsah, da blickte sie in ein braunes und in ein blaues Augenpaar, aus dem alle Freude wie ausgelöscht war.

Maria-Louise weinte jetzt nicht mehr. Sie kniete vor den beiden versteinerten Heiligenbildern nieder und küßte sie so lange, bis wieder Leben in ihnen war. Und dann führte sie sie nach dem Sofa hinüber, und dort saßen sie nun zu dritt, hielten sich fest bei den Händen und sahen dem Schneegestöber zu, das draußen begonnen hatte. Und jedes Mal, wenn sich so eine weiße, vorwitzige Flocke auf die Fensterbank niederließ, sahen sich Marlies und Inge an und lächelten. Denn es wollte sie so schön dünken, daß es Schneeflocken gab, die sich zutraulich wie kleine Vögel vor die Fenster der Menschen setzten.

Als Maria-Louise wieder aufstand, gaben ihr Marlies und Inge noch das Geleite bis an die Türe hin. Und dort zupfte Inge die Mama am Kleid und fragte leise, so leise, daß man es kaum verstehen konnte: „Weiß Papa, daß morgen mein Geburtstag ist?“

„Ja, Kind, er weiß es!“ sagte Maria-Louise.

Inge hielt die Hand der Mama jetzt ganz fest. „Hast du es ihm gesagt?“ forschte sie weiter, „oder ... oder hat er von selbst daran gedacht ...“

Maria-Louise senkte den Blick vor Inges klaren blauen Augen. „Gewiß, Inge,“ sagte sie, „er hat von selbst daran gedacht.“

Inge gab die Hand der Mama jetzt wieder frei. Auf ihrem hübschen Kinder Gesicht lag ein großes Glück ...

Maria-Louise schloß die Türe und schritt dann gegen die Küche hin. „Morgen ist Inges Geburtstag,“ sagte sie zu dem Mädchen, das Kartoffeln schälte. „Wenn Bertha zurückkommt, so muß sie ihr noch etwas kaufen gehen. Vielleicht ein Spiel und dann noch etwas etwas, das ihr der Herr geben könnte...“

Maria-Louise konnte plötzlich nicht mehr weiter sprechen. Sie dachte: „Das ist der letzte Geburtstag, an dem das Kind noch einen Vater hat. So oder so, es wird der letzte sein.“

„Vielleicht eine Federschachtel oder dann Taschentücher!“ riet die Köchin jetzt. Sie gab sich alle Mühe, der Madame mit einem passenden Rat an die Hand zu gehen.

Und Maria-Louise sagte leise und gutwillig wie ein kleines Kind: „Ja, ja, Taschentücher!“

V.

„Es wird kalt heute nacht!“ sagte jemand, und dann war es wieder ganz still im Zimmer. Man hatte sich nichts mehr zu sagen. Man wartete. Wartete mit gesenktem Blick und einer beklemmenden Unruhe im Herzen auf das Rollen von Rädern, auf den schweren langsamen Tritt von Pferden, den man nun jeden Augenblick hören mußte. Irgendwo in einer Ecke hatte wieder jemand zu schluchzen angefangen. Leise und eindringlich. Es klang wie der verschüchterte Lockruf eines Vogels. Dann wechselte jemand, dem das Stehen zu schwer wurde, die Stellung seiner Füße. Die Schuhe mußten neu sein oder dann frisch gesohlt; denn es ging ein lautes Knarren von ihnen aus, das sich selbst dem Parkettboden mitteilte. Links tat sich jetzt nochmals die Türe auf, und es huschte noch eine dunkle Gestalt herein. Sie stellte sich in die hinterste Reihe der

Leidtragenden und sah sich mit ruhigem, fast zufriedenem Ausdruck im Zimmer um. „Die Krankenschwester!“ flüsterte eine der schwarz verhüllten Frauen. Und nun sahen sich drei, vier Köpfe nach der Eintretenden um. Eine der Damen trat sogar etwas vor, um sich die Person, die so tüchtig gewesen war, näher anzusehen. Und wie sich ihr Blick zufällig mit dem der Schwester traf, nickte sie dieser wohlwollend zu. Die Schwester erwiderte den Gruß. Freundlich, aber doch etwas befremdet, denn sie kannte die Dame nicht, hatte sie noch nie gesehen. Gleich darauf trat wieder jemand ins Zimmer und sagte sehr feierlich: „Die Wagen sind jetzt alle unten!“

Maria-Louise sah sich plötzlich in ihrem Schlafzimmer stehen, und jemand setzte ihr die Witwenhaube auf und ließ den langen düstern Schleier über sie fallen. Und noch jemand zog hintereinander ein paar Schubladen auf und sagte: „Wenn ich nur wüßte, wo sie ihre Taschentücher hat!“ Und während all dem hörte man unaufhörlich Schritte die Treppe hinabgehen. Ein fortwährendes Anarren und Mechzen kam von den Stufen her. Es klang, wie wenn lauter Särge getragen werden müßten.

Maria-Louise schritt jetzt auch die Treppe hinab. Sie hielt das Taschentuch, das man ihr gegeben hatte, dicht vor den Mund; denn das ganze Haus war voll von einem süßlichen, atemraubenden Blumen-duft. Von unten herauf kam ein Luftzug und schlug eine Türe zu. Drei schwarze Schleier stiegen wie auffahrende Flammen empor und fielen dann wieder zitternd in sich zusammen.

Und dann saß Maria-Louise im Wagen und blickte mit abgewandtem Kopf und müden, glanzlosen Augen zum Fenster hinaus. Vor ihr auf der Straße stand eine Frau, die ein großes, unförmiges Waschbündel in den Armen hielt. Dicht daneben ein Junge, dem das Strumpfband über den Schuh herunterhing. Sie blickten beide mit vor Neugier fast stechenden Augen zu ihr in den Wagen hinein. Maria-Louise empfand ihre Blicke als etwas Schmerzhaftes, Unangenehmes. Sie hätte den Kopf jetzt wenden mögen, aber sie tat es nicht. Eine unklare Scheu vor den Per-

sonen, die mit ihr im Wagen saßen, hielt sie davon zurück.

Von außen wurde jetzt der Schlag zugemacht, dann setzte sich der Wagen langsam in Bewegung. Die Frau und der Junge blickten sie ein letztes Mal an und blieben dann zurück. Andere Bilder zogen an dem Fenster vorüber. Gruppen von Frauen und Kindern, die die Neugier auf die Straße getrieben hatte. Verschneite Wiesen und Gärten. Männer, die mit dem Hut in der Hand stillstanden und den Trauerzug mit schönem Ernst im Gesicht an sich vorüberziehen ließen. Dann wieder flog ein Schlitten vorbei. Laut und leichtfertig, als wenn das ganze Leben nichts als ein fröhlicher Schellentanz wäre.

Maria-Louise fühlte eine fast stechende Müdigkeit im Rücken. Sie hatte versucht, sich etwas zurückzulehnen, aber nur für einen kurzen Augenblick. Dann nahm sie wieder ihre frühere Stellung ein. Sie war hinter einem schwarzen Schleier einem Blick begegnet, der ihr alles Blut vom Herzen nahm. So, ganz so hatte sie vor zwei Tagen die Krankenschwester angesehen. Mit demselben Blick. Er war schrecklich, dieser Blick. Schrecklich in seiner herzlosen Verständigkeit. Maria-Louise hätte jetzt weinen mögen. Aber sie konnte es nicht. Der Hals war ihr seit zwei Tagen wie zugeschnürt. Vor ihren Augen stieg langsam ein schattenhaftes Bild auf, das immer mehr feste Gestalt annahm. Sie sah wieder das Krankenzimmer vor sich, die verhängten Fenster und die Lampe, die im Hintergrund brannte. Sie sah Siril, wie er vom Fieber schon fast aufgezehrt in seinen Kissen lag. Neben ihm stand die Krankenschwester mit dem Eiskübel. Sie selbst saß abseits in einem Stuhl. Es hatte sie kurz zuvor ein Schwindel erfaßt, und da hatte ihr die Schwester mit dem Nebenzimmer gedroht, falls sie sich jetzt nicht ein wenig Ruhe gönnen würde. In diesem Stuhl hatte sie über eine Stunde gesessen und mit quälender Unruhe die Vorgänge am Bett drüben beobachtet. Sie sah, wie die Schwester den Eisbeutel mit kleinen, glitzernden Eisstücken füllte und dann ein Tuch darum schlang. Wie sie sich hierauf über den Kranken neigte und ihm die kalte Masse auf die Stirne legte. Sie sah, wie

Siril zusammenzuckte und laute, unzusammenhängende Worte sprach. Wie er dann aber gleich wieder ruhig wurde und in einer stillen, fast glücklichen Ausspannung die Augen schloß. Und sie hatte gedacht: „Wenn er jetzt etwas schlafen könnte ... nur zehn Minuten lang ... Was soll ich tun, daß er schlafen kann? Soll ich mich vor diesem Stuhl hier in die Knie werfen und ihn um Erbarmen anflehen, oder soll ich darauf sitzen bleiben und versuchen zu beten?“ Sie hatte lange nicht mehr gebetet, aber jetzt wollte sie es tun. Sie faltete ihre Hände, öffnete die Lippen — da hörte sie ihn auch schon wieder „Mice!“ rufen.

Vorn am Bett wandte die Krankenschwester den Kopf und sah zu ihr herüber. Es lag eine gütige, fast mütterliche Aufforderung in ihrem Blick. Und sie folgte dieser Aufforderung. Sie stand, als wenn es ganz selbstverständlich wäre, was sie tat, von ihrem Sitz auf, trat an das Bett heran und sagte — sie sagte es vielleicht zum fünfzigsten Mal: „Liebling, sei ruhig, ich bin ja bei dir!“ Und als sie das gesagt hatte, nahm sie Sirils Hand in die ihre und streichelte sie.

Die Krankenschwester war an den Waschtisch herangetreten und mengte dort ein Pulver. Dann hörte man sie Wasser umschütten. In diesem Moment klopfte es an die Türe. Die Krankenschwester ging auf den Zehenspitzen hinüber und öffnete. Dann hörte man sie mit jemandem flüstern. Maria-Louise konnte nicht sehen, wer es war, da sie der Türe den Rücken zugekehrt hielt. Aber sie hörte plötzlich jemand leise ihren Namen rufen: „Maria-Louise!“ und dann noch ein Mal: „Maria-Louise!“

Etwas verwirrt sah sie sich um. In diesem Moment begegneten ihre Augen denjenigen der Krankenschwester. Es war nur ein kurzer, flüchtiger Blick. Aber in diesem Blick lag ein unverkennbares Erstaunen und Begreifen. Und dann auch Mitleid. Sehr viel Mitleid. Maria-Louise wagte aus Angst vor diesem Mitleid nicht mehr, der Schwester in die klaren grauen Augen zu sehen. Und was noch schlimmer war, ihre Stimme klang jedes Mal wie zerbrochenes Glas, wenn sie Siril trösten wollte. Sie vermochte jetzt nicht mehr als

Mice vor ihn hinzutreten. Sie war nur noch die Maria-Louise, die ihm die Hand hielt und ihn stützen half, wenn er mit glanzlosen Augen nach Luft rang. Um alles war sie gekommen. Um alles. Selbst um diese kleine armselige Lüge ...

Von fernher hatte jetzt eine Glocke zu läuten begonnen. Dumpf und trostlos. Es war der Ton eines richtigen Sterbeglöckchens. „Bald werden wir in der Kirche sein,“ sagte sich Maria-Louise, „und dann werde ich weinen können. Es wird eine Erlösung für mich sein.“

Die Wagen hielten jetzt. Man half Maria-Louise beim Aussteigen und ordnete ihr den Schleier. Und jemand bot ihr den Arm. Sie dankte. Sie wollte allein gehen.

Das Gotteshaus war dicht besetzt. Selbst in den Seitengängen sahen die Leute. Ein paar Damen hatten sogar Taburette mitgenommen. Als Maria-Louise eintrat, steckten sie die Köpfe zusammen und begannen zu flüstern. Es klang, wie wenn fortwährend trockenes Laub aufgeworfen würde.

Ganz vorn am Altar war Sirils blumengeschmückter Sarg aufgebahrt. Ein Strahl der untergehenden Wintersonne fiel darauf. Die weißen Rosen leuchteten wie brennende Kerzen aus dem satten Grün der Blätter. Maria-Louise hatte sich in die vorderste Bankreihe führen lassen. Sie saß dem Blumenhügel so nah, daß ein am Boden liegender Palmzweig den Saum ihres Kleides berührte. Sie zitterte, als sie es sah. Es war ihr, als müßte sich nun jeden Augenblick der Sargdeckel öffnen und als müßte sie Siril mit seiner leicht vibrierenden Stimme sagen hören: „Was untersteht ihr euch, mich in diesen dunkeln Kasten einzusperren? Ich bin ein Künstler und will leben! Hört ihr, ich will leben, und ich habe ein Recht dazu! Mehr als ihr alle, die ihr da unten sitzt und glaubt für mich beten zu müssen. Für einen Künstler betet man überhaupt nicht. Ihm sind genug Gebete mitgegeben. Betet für die, die arm sind und euch nichts zu geben haben.“ Und dann wieder hörte sie ihn plötzlich „Mice!“ rufen, immer wieder „Mice!“

„Mein Gott, wie ist das alles schrecklich,“ dachte Maria-Louise. „Ich kann auch

jetzt wieder nicht weinen. Sie alle haben Tränen, nur ich nicht! Sie sah wieder auf den Palmzweig nieder. Es war ihr, als würde er sie beständig am Kleid zupfen. „Hilf ihm doch!“ schien er zu betteln. „Ach, hilf ihm doch! Du mußt es doch wissen, daß er nicht sterben kann. Und dann — sind nicht zu allen Zeiten Wunder geschehen? Warum solltest du ihn mit deiner Liebe nicht halten können? Die Liebe ist eine Kraft. Sie geht über den Tod hinaus. Steh auf und tritt an den Sarg dort hin und sprich die Worte, die der Heiland einst gesprochen hat. Seine Liebe kann nicht größer als die deine gewesen sein. Aber du mußt dich eilen. Wenn er unter der Erde liegt, ist es zu spät. Dann wirst du ihn nie wieder sehen. Bedenke, was es heißt, ihn nie wieder zu sehen ...“

Maria-Louise saß ganz erstarrt. Ihre Augen waren groß und brennend geworden. Sie kamen nicht mehr los von dem Blumenhügel. Da plötzlich zuckte sie zusammen, ihre Hände krampften sich fest ineinander. „Mlice,“ hörte sie ihn wieder rufen, „Mlice!“

Von überallher ruhten jetzt Blicke auf ihr. Sogar von der Empore herab. Was starrten sie die Menschen so an? Fanden sie es auch seltsam, daß sie nicht weinen konnte?

Maria-Louise blickte auf ihre kalten Hände nieder, und dabei war ihr, als würde man ihr plötzlich eine Binde von den Augen nehmen. Sie sagte sich: „Diese Menschen wissen alle viel mehr als du. Sie kennen diese Mlice und wissen, daß er sie geheiratet hätte, wenn nicht diese Krankheit dazwischen gekommen wäre. Du warst schon seit Jahren der Gegenstand ihres Mitleids. Du hast es nur nicht gemerkt, weil du dich nicht um andere Leute bekümmert hast. Heute nun sind sie gekommen, um an deinem Unglück teilzunehmen. Es ist dies eine Art Schauspiel für sie ...“

Jrgendwo hatte sich eine Türe geöffnet, dann trat der Geistliche im Talar an den Sarg heran. Er sprach mit gefalteten Händen das Gebet, dann fing er zu reden an. Aber Maria-Louise vermochte seinen Worten nicht zu folgen. Sie tönnten wie ein leerer Schall zu ihr herüber. Ganz in ihrer Nähe hatte wieder jemand zu schluch-

zen angefangen. Aber auch das hörte sie kaum mehr.

„Amen!“ tönte es jetzt durch das Gotteshaus. Dann begann die Orgel zu spielen. Gleich darauf wurde der Blumenhügel von vier schwarzgekleideten Männern emporgehoben. Und dann schwankte er wie eine lichte weiße Wolke zur Türe hinaus.

Maria-Louise zweifelte einen Moment daran, ob sie jetzt noch die Kraft hätte, von ihrem Sitz aufzustehen. Und wirklich, sie hatte sie nicht mehr. Aber da war jemand, der ihr ein klein wenig behilflich war. Und nun ging es. O gewiß, nun ging es ...

Es war schon fast dunkel, als die Wagen wieder vor dem Haus hielten. Grau und schwer hob sich der Nachthimmel von der weißen Schneelandschaft ab. Maria-Louise sah zögernd nach dem offenen Fenster im zweiten Stock empor. Nun war das Zimmer dort oben ganz leer. Es lagen vielleicht noch ein paar welcke Blütenblätter am Boden, vielleicht noch ein Kranz, der vergessen worden war. Und morgen würde auch das verschwinden. Dann blieb ihr von allem, was gewesen war, nichts mehr als eine große Leere. Und mit dieser Leere hatte sie durch ein ganzes, langes Leben zu gehen ...

„Liebes Kind, du solltest dich jetzt etwas hinlegen!“ sagte jemand zu ihr. Aber Maria-Louise hörte nicht auf die Stimme. Es verlangte sie, ihre Kinder zu sehen. Man sagte ihr, sie wären schlafen gegangen.

Maria-Louise legte Hut und Schleier ab und stieg die Treppe zum obern Stockwerk empor. Dann näherte sie sich auf den Zehenspitzen der Schlafzimmertür. Es schluchzte jemand im Zimmer. Dazwischen tönte ein sanftes trostreiches Kinderstimmchen. Sie öffnete leise die Türe. Ihr Blick flog nach zwei weißen Bettchen hinüber, von denen das eine leer stand. Im andern saßen Marlies und Inge. Marlies hatte den Arm fest um Inge geschlungen und redete leise auf sie ein. Denn Inge mußte in einem fort immer weinen. Sie hatte den ganzen Tag geweint. Beim Spielen, beim Essen und selbst beim Geschichtenerzählen. Und weinend hatte sie schließlich ihr langes weißes Nachthemdchen angezogen.

„Inge,“ sagte Maria-Louise jetzt, und ihre Stimme zitterte ein wenig, „du sollst jetzt nicht mehr weinen... Schau, Papa ist es nun ganz wohl — gar keine Schmerzen hat er mehr!“

Inge hatte ihren müden Kopf in Maria-Louises Schoß gelegt. „Ach, Mama,“ schluchzte sie auf, „ich hab ihm ja nicht mehr für die Taschentücher danken können!“

Maria-Louise hatte das Kind in ihre Arme genommen. „Inge,“ sagte sie leise, „ich habe Papa doch gesagt, wie sehr dich die Taschentücher gefreut haben!“

Inge hörte einen Moment auf zu schluchzen. Dann sagte sie leise und tröstlos: „Ich hätt's ihm halt so gern selbst gesagt!“

Maria-Louise saß jetzt ganz still. Sie hatte den Kopf etwas zurückgelehnt und hielt die Augen halb geschlossen. Von der andern Seite hatte ihr Marlies ihr kleines Kinderhändchen zugeschoben. Es war, als wenn sie sagen wollte: „Gelt, Mama, du hilfst mir sie trösten?“

Da begann Maria-Louise vom Himmel zu erzählen und wie schön es dort oben sei. Viel, viel schöner als auf der Erde unten.

Inge hatte sich etwas aufgerichtet und gab sich redlich Mühe, die Mama jetzt nicht mit ihren Schluchzern zu unterbrechen. Aber es wollte ihr nicht recht gelingen, immer wieder kam ihr das Würgen in den Hals. Doch diesmal wußte Marlies einen Rat. Sie schob ihr ganz heimlich ihr Taschentuch zu und bedeutete ihr, es fest an den Mund zu halten. Und nun konnte Inge zuhören und weinen. Beides zugleich. Ach, wie klug doch so eine ältere Schwester war!

Maria-Louise sprach jetzt vom Frühling und von den vielen schönen Blumen, die man pflücken wollte, um Papas Grab zu schmücken. Jeden Tag sollte er frische Blumen haben.

Inge sah mit großen heißen Augen zum Fenster hinaus. Sie dachte diesem Frühling nach und der Sonne, die es brauchte, um den Schnee auf Papas Grab zu schmelzen. Erst wenn der Schnee fort war, konnten sie mit ihren Blumen kommen. Erst dann. Und das würde noch

so lange dauern. So furchtbar lange... „Mama,“ sagte Inge jetzt leise, „wenn ich nur wüßte... Aber das geht wohl nicht... oder vielleicht doch... Sag, Mama, wirst du es mir sagen, ob es geht oder nicht?“

„Gewiß, Inge!“ sagte Maria-Louise.

Inge warf jetzt noch einen raschen Blick zu Marlies hinüber. So, als wenn sie sagen wollte: „Du weißt es vielleicht auch, aber so ganz sicher weißt du es vielleicht doch nicht. Und weißt, ich muß ganz sicher sein.“

„Glaubst du,“ begann sie etwas zaghaft, „daß... daß Papa einen Brief holen käme, den ich ihm heute nacht vors Fenster legen würde?“

„Aber gewiß, Kind!“ sagte Maria-Louise leise.

„Ganz gewiß, Mama?“

„Ganz gewiß, Inge!“

Inge lehnte sich in ihrem Glück fest an die Mama an. „Hol mir jetzt Papier und Bleistift,“ bat sie dann, „und etwas Hartes, auf dem ich schreiben kann!“

Maria-Louise ging hinaus, um das Verlangte zu holen. Und wie Inge mit allem, was sie brauchte, versehen war, legte sie sich neben Marlies aufs Bett. Und Marlies schlang den Arm fest um die Mama. Und so weinten sie beide ganz leise und heimlich. Und ohne daß Inge es merkte. Denn Inge durfte jetzt nicht gestört werden. Sie schrieb in ihrer schönsten Schrift eine ganze lange Seite voll. Und am Schluß machte sie noch eine Zeichnung. Zwei Sterne, die sich umschlungen hielten und von denen jeder einen großen Schweif besaß. Es waren aber gar keine Sterne, sondern zwei Vergißmeinnicht. Das eine kam von Marlies, das andere von Inge. Inge hatte unter beide die Namen geschrieben. Und wie nun die Zeichnung fertig war, faltete sie das Blatt sorgfältig und steckte es in den Briefumschlag, den ihr die Mama zurechtgelegt hatte. Und wie alles richtig untergebracht und verpackt war, stieg sie aus dem Bett und legte den Brief vors Fenster. Dabei mußte genau ausprobiert werden, wo er am günstigsten lag. Und wie auch das erledigt war, kroch Inge wieder in ihr Bett zurück. Und dabei fielen ihr gleich die Augen zu. Aber sie flüsterte noch etwas. Maria-

Louise mußte sich tief über sie neigen, um zu verstehen, was sie flüsterte. Sie sagte: „Nun hab ich ihm doch noch für die Taschentücher danken können ...“ Und dabei lächelte sie. Es war ein sehr glück-

liches Lächeln. Maria-Louise küßte dieses Lächeln und trug es auf ihren Lippen zu Marlies hinüber. Und dabei dachte sie: „Diese beiden Kinder gehören mir — es sind meine Kinder.“

Carl Spitteler

Zum Geburtstag des Dichters (24. April)

Im Frühling war's, als aus dem finstern Erebos
Sich eine Seele losrang und gen Erden wandte,
Aufstieg vom Unbekannten in das Unbekannte,
Doch jauchzend, nun das Licht der Welten sie umfloß.

Als dann ihr sonnenfrohes Auge sich erschloß —
Wie sie für alle Erdenschönheit heiß entbrannte,
Dem Weh des Seins zum Trotz die Flügel mutig spannte
Und aufflog zum Olymp, den Ew'gen ein Genosß!

Und wieder lenzt ein Jahr. Ob auch aus tausend Wunden
Der Schmerz der wirren Menschheit zu den Göttern schreit —
Es weiß die Zeit von hohem Heldentum zu melden:

In Deinen Göttermärchen aber ist gefunden
Der tiefste Spiegel für des Daseins Lust und Leid,
Der leuchtendste Gesang von Menschen und von Helden.

Emil Hügli, Chur.

Lüzzli Peders Erlebnis.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von William Wolfensberger, Fuldera.

Lüzzli Peder war tief unglücklich. Nicht etwa darüber, daß er in einem furchtbaren Rausch aus dem Tal den steilen Weg nach Prälöng hinauftorkeln mußte und gar nicht sicher war, nicht in einen der rissigen Seitenstürze zu fallen. O nein, Lüzzli Peder hatte nicht deswegen Kummer, denn es war wirklich nicht das erste Mal, daß er mit einem Rausch von der Viehschau heimkehrte, und immer war er noch wohlbehalten zuletzt im warmen Bett gelandet.

Daß Lüzzli Peder so tief unglücklich war, hatte seinen Grund darin, weil er heute auf dem Rückweg den Pfarrer angetroffen hatte. Nicht, daß er sich vor dem Pfarrer geschämt hätte! Gibt es schließlich eine natürlichere Sache als einen Marktbrander? Und der Pfarrer war auch kein Duckmäuser, das wußte Lüzzli wohl, und jeder kannte den andern seit Jahren, und dann lernt schließlich ja auch jeder den andern nehmen, wie er einmal

ist. Besonders in den Bergen drin, wo fast alle Menschen ein bißchen klein erscheinen neben den jahrhundertalten, weißen, erfahrenen Köpfen. Da gewöhnt man sich, die Schwächen einander nicht allzu hoch anzurechnen.

Nein, daß Lüzzli Peder jetzt im Rausch so tief bekümmert heimwankte, war begründet in dem Gespräche, das er mit dem Herrn Pfarrer gehabt hatte. In vierzehn Tagen sollte in Prälöng wieder die Winterschule beginnen, und da hatte der Pfarrer gesagt, er werde dieses Jahr nicht hinaufkommen können wegen seiner Kränklichkeit, und darum solle er, Lüzzli Peder, selber den Religionsunterricht erteilen, er könne es am besten, da er doch der Lehrer der Kinder sei.

Bergeblich hatte er mit erschrockenem Blick abgewehrt; der Pfarrer hatte keine Ausflüchte gelten lassen. So mußte er sich fügen, und so wankte nun der schwer-